

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 142 Bromberg, den 24. Juni 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

(22. Fortsetzung.)

Der Alchimist.

Jenes Gartenfest auf Schloß Hellstedt war nicht das einzige dieser Art gewesen, das der Reichsfreiherr zu Ehren seiner schönen Freundin gegeben. Viele ähnliche waren ihm schon vorhergegangen und noch gefolgt. Als dann der Herbst und der Winter kamen, lösten prunkvolle Bälle die Gartenfeste ab. Jeder dieser Bälle gipfelte in einer neuen Huldigung für Barbara. Und da Heinz von Hellstedt in seiner Verliebtheit allen Warnungen wohlmeinender Freunde gegenüber taub blieb, geschah endlich, was nicht ausbleiben konnte: Im darauffolgenden Frühjahr — gerade an dem Tage, da sich Barbaras Aufenthalt auf Schloß Hellstedt jährte — rechnete ihm sein Rentmeister vor, daß das ganze große Vermögen so ziemlich aufgebraucht sei.

Tagelang war der sonst so Leichtsinnige mit hängendem Kopfe umhergelaufen. Aber dann faßte er wieder neuen Mut, denn er glaubte, einen Ausweg gefunden zu haben: Es gab noch immer genug Leute, die ihm auf seinen Grundbesitz Geld liehen, doch er wollte diese Kredite nicht in neuen Festen verschwenden, sondern fruchtbringend anlegen. Von den vielen Alchimisten und Adepten, die damals an europäischen Fürstenhöfen das Goldmachen betrieben, wollte er einen der besten kommen lassen, ihm alles, was er für seine Kunst benötigte, zur Verfügung stellen und ihm ein fürstliches Honorar zahlen.

Und so geschah es: Am Ende des Parkes wurde ein Pavillon errichtet, der dem Meister als Wohnung und Laboratorium dienen sollte, und der Haushofmeister wurde auf Reisen geschickt, um einen tüchtigen Alchimisten ausfindig zu machen. Ja, Heinz von Hellstedt war so ergriffen von diesem Plan, daß er sich alle auftreibbaren alchimistischen Werke beschaffte und sich selbst dem Studium hingab, um dem ersehnten Retter wenigstens mit einiger Sachkenntnis entgegentreten zu können.

Endlich erschien der erste Alchimist auf Schloß Hellstedt. Er erwies sich bald als Schwindler, wurde mit Schimpf und Schande davongejagt; und es folgte ein zweiter, — ein dritter und vierter, die sich nicht fähiger zeigten.

Doch Heinz von Hellstedts Glaube an die große Kunst der Goldmacherei war damit noch nicht erschöpft; dazu war dieser Glaube damals in Deutschland zu allgemein verbreitet — und nicht nur unter den Ungebildeten.

So hielt endlich der fünfte Alchimist seinen Einzug, — ein magerer, kränklicher Mann mit großem, schwarzem Schnauzbart und an den Schläfen leicht ergrauten Haaren; Signor Capellini aus Venedig. Er wurde, wie seine Vorgänger, in den Pavillon einquartiert. Dort verbrachte er seine Tage und Nächte, ohne sich von jemand sehen zu lassen. Wenn er nicht gerade mit seinen Tiegeln und Retorten beschäftigt war, lag er lesend oder schlafend zu Bett. Täglich besuchte ihn Heinz von Hellstedt, um sich nach dem Fortgang der Arbeit zu erkundigen.

Vier Wochen waren so vergangen. Und als der Reichsfreiherr eines Abends zu später Stunde den Meister wieder aufsuchte und Ungeduld und Zweifel über dessen Arbeiten äußerte, erwiderte ihm Signor Capellini, der sich im Gegensatz zu den anderen Alchimisten sehr wortkarg gezeigt hatte:

„Ich hoffte, daß ich gerade heute mit einem schönen Resultat Euch überraschen könnte. Überzeugt Euch selbst, daß alle nötigen Vorarbeiten erledigt sind, — die wichtigsten Bestandteile schon hergestellt sind. Hier seht Ihr die materia prima, aus der das Gold entstehen solle, sobald sie aufgekocht und mit dem Stein der Weisen in Berührung gebracht wird."

„Aber wie weit seid Ihr mit der Herstellung des Steines der Weisen" fragte Heinz von Hellstedt neugierig.

„Er steht dicht vor seiner Vollendung. Das „Blut des Löwen" herzustellen, gelang mir ja schon vor Tagen. Hier seht Ihr noch etwas davon!" Der Alchimist zeigte auf eine Retorte, in der sich noch ein Rest purpurroter Flüssigkeit befand. „Auch von dem zweiten wichtigen Bestandteil, dem „Leim des Adlers", ist hier noch ein Überbleibsel. Aus der Vereinigung beider entstand ein fester, schwarzer Körper, das „Rabenhaupt", und aus diesem stellte ich den „weißen Schwan" her."

Er reichte dem Freiherrn einen harten Körper von kreideweißer Färbung und wunderlicher Form, der sich speckig anfühlte.

„Soeben wollte ich daran gehen", — fuhr der Alchimist fort — „dies unscheinbare Ding auf eine besondere Art auszuglühen. Es würde dann eine safranähnliche Färbung annehmen — und der Stein der Weisen wäre fertig gewesen. — Doch da es Euch, wie Ihr vorhin sagtet, an Vertrauen zu mir fehlt, so . . . Hier! Nehmt nur wieder, was Ihr mir an Geldmitteln bisher zur Verfügung stelltet. Und hier, was Euch an Nahrung und Arbeitsmaterial mein Aufenthalt bisher gekostet hat!" Er hatte in die Tasche gegriffen und zwei Hände voll Goldstücke auf die Tischplatte geworfen.

Heinz von Hellstedt entschuldigte sich bestürzt und bat den Meister, doch weiter zu bleiben. Der zeigte sich bald besänftigt und versprach schließlich sogar, den Reichsfreiherrn sofort zu rufen, wenn er an die letzte Arbeit ginge; aus der Vereinigung der materia prima und des Steines der Weisen das ersehnte Gold herzustellen. —

Während Heinz von Hellstedt durch den dunklen Park zum Schloß zurückging, überkam ihn eine tiefe Hoffnungslosigkeit. Auch die anderen Alchimisten hatten ihm ähnliche Vorträge gehalten. Wahrscheinlich würde dieser ebenso unfähig sein, Gold zu machen und ihn vor dem völligen wirtschaftlichen Zusammenbruch zu retten! Was sollte er dann beginnen? — wie der Geliebten noch weiterhin ein ihrer Schönheit würdiges Dasein bereiten?

Ganz mechanisch war er die Treppe hinauf und bis vor die Tür von Barbaras Schlafgemach gegangen. Doch er wagte nicht, einzutreten, sondern lauschte, das Ohr an das

Holz gedrückt, ob sie schon schliefe. Da hörte er, wie sie schmeichelnd mit Amazeroth, dem Kater sprach.

Er klopfte leise an und trat auf ihren Ruf in jämmerlich zerknirschter Haltung ein.

„Was ist Euch zugestoßen, mein Freund?" fragte Barbara, indem sie ihm von ihrem Lager freundlich die Hand entgegenstreckte. „Ihr seht ja ganz verfallen aus!"

„Es scheint auch mit dem Italiener nichts zu werden", erwiderte der Freiherr seufzend und ließ sich verzweifelt in den Sessel neben ihrem Lager sinken.

„Und wenn er auch versagt, so — so bin ich am — Ende!"

Mit einem Ruck setzte sich Barbara aufrecht: „So also steht's um Euch?! Und das sagt Ihr mir erst jetzt?"

Heinz von Hellstedt schwieg ein Weilchen. Dann meinte er mit hängendem Kopfe: „Weshalb hätte ich Euch, die ich liebe, mit meinen Sorgen quälen sollen? Ihr erfahrt's ja immer noch früh genug!"

„Mitnichten!" rief Barbara heftig. „Hätt' ich es früher gewußt, hätt' ich Euch beizeiten verlassen, ehe Ihr Euch ruiniertet!"

„Das sagt Ihr mir, Barbara, für die allein ich alle diese Feste gab!"

„Nicht doch, mein Freund! Ihr habt auch früher in Saus und Braus gelebt. Und wenn Ihr's, seit ich bei Euch bin, im Übermaß getrieben, so war das nicht meine Schuld. Ich habe Euch hundertmal gebeten, von solchem Unfug abzulassen, der Euch ruiniert und mir keine Freude macht. Und heute sage ich Euch: Noch eines dieser Feste — und ich verlasse Euch auf der Stelle!"

„Barbara!" schrie Heinz von Hellstedt verzweifelt auf und faßte ihre Hand. „Wie könnt Ihr gar so herzlos sprechen! Ihr wißt, es wäre mein Tod, wenn ich Euch nicht mehr um mich hätte!"

„Ach, mein Freund, so leicht stirbt man nicht — und Ihr am allerwenigsten. Auch ich bin nicht gestorben und habe doch Ärgeres erlebt; denn ich — ich liebte wirklich!"

„So wollt Ihr sagen, daß ich Euch nicht wirklich liebe?" fuhr der Freiherr auf.

„Wenn man liebt, mein Freund", erwiderte sie mit traurigem Lächeln, — „wahrhaft liebt, so ist man bereit, ohne Zögern sein Leben für den geliebten Menschen zu lassen. So wenigstens habe ich geliebt."

„Und alles, was ich Euretwegen tat, Barbara, — das war also gar nichts?"

„Nichts als ein bißchen schwächliche Verliebtheit, Heinz, — und eine maßlose Eitelkeit! Ihr wußtet wohl, daß alle diese Feste mir ein Greuel waren. Aber Eurer Eitelkeit schmeichelte es gar zu sehr, mich von aller Welt bewundert und angestaunt zu sehen. Weil ich anders aussehe als die übrigen Frauen, und weil Ihr mich darum für so überaus schön erachtet, wolltet Ihr — kindisch, wie Ihr nun einmal seid — auch recht beneidet werden. Und der Zweck und Sinn aller dieser Feste war kein anderer, als allen diesen Schmarotzern immer wieder zu sagen: „Seht, was ich, Reichsfreiherr Heinz von Hellstedt, für eine schöne und einzigartige Geliebte habe!"

„Oh, Ihr seid wirklich herzlos, ganz herzlos, Barbara!" rief Hellstedt von neuem, und es fehlte nicht viel, daß er in Tränen ausgebrochen wäre. Da legte Barbara ihre Hand auf die seine, und ihre Stimme nahm einen weicheren Klang an, als sie weitersprach: „Ihr wißt wohl, Heinz, daß ich nicht herzlos bin. Und daß ich Euch gut bin, wißt Ihr genau. Was sollte ich auch anders gegen Euch empfinden, als Dankbarkeit und Freundschaft? Seit dem Tage, an dem ich in Euer Haus gebracht wurde, seid Ihr nur gut und zart mit mir verfahren! Und deshalb habe ich auch all Euer kindisches Gebaren über mich ergehen — hab' ich den Firlefanz geschehen lassen, den ihr mit meiner Person getrieben, — hab' ich mich von Euch zum Schaustück erniedrigen lassen, all dem vornehmen Schmarotzergesindel zur Lust und zum Neid! — hab' ich schweigend geduldet, daß Ihr allen vorloget, ich sei Eure Geliebte! — Was wollt Ihr noch mehr?"

„Deine Liebe, Barbara, — deine Liebe!" rief Heinz von Hellstedt und warf sich vor ihrem Lager schluchzend auf die Knie.

Barbara seufzte gequält auf. Schon wollte sie ihm tröstende Worte sagen. Aber als sie zu sprechen begann, wurde der Klang ihrer Stimme gegen ihren Willen hart:

„Liebe, mein Freund, wie Ihr sie zwischen uns wünscht, kann man nur einmal im Leben empfinden. Ich habe sie empfunden; und der, dem sie gegolten, hat sie zum Schmutz erniedrigt, — zu dem gleichen Schmutz, den ich seit meiner Kindheit bis zum Überdruß und Ekel um mich her gesehen habe. — Und die einzige Liebe, an die ich noch glaube, — die ich ersehne, seit ich einsam in der Welt umherirre, — die kann mir niemals werden. Denn niemand lebt auf dieser Welt, der von Natur und unlösbar zu mir gehörte!"

Heinz von Hellstedt erwiderte kein Wort. Schweigend und mit einem Entschluß ringend, kniete er noch immer neben Barbaras Lager. — — Schon oft hatte er erwogen, ob er nicht das tun solle, was allein — seiner Meinung nach — Barbara bewegen könne, endlich seinem Liebeswerben Gehör zu schenken: ihr die Ehe mit ihm anzubieten. Zwar empfand er es als etwas Unerhörtes, daß ein Reichsfreiherr von Hellstedt ein Mädchen heiraten wollte, das aus der Hefe des Volkes stammte, eine sehr abenteuerliche Vergangenheit hinter sich hatte und seit einem Jahr vor den Augen der Welt als seine Geliebte galt. Aber seine Verliebtheit und seine Angst, Barbara zu verlieren, siegten jetzt über alle Bedenken.

Er stand plötzlich auf und sagte feierlich:

„Nun, so hört, Barbara, um was ich Euch bitte! Und ich glaube, Ihr werdet dann nicht länger an meiner wahren Liebe zweifeln — Ich biete Euch nichts Geringeres als —"

Weiter kam er nicht, denn in diesem Augenblick nahten draußen auf dem Korridor die eiligen Schritte von zwei Männern. Gleich darauf wurde hastig angeklopft.

Heinz von Hellstedt lief zur Tür, riß sie auf und sah sich einem seiner Lakaien gegenüber.

„Ich bitte um Verzeihung, Euer Gnaden, daß ich jetzt noch störe", stammelte der Lakai, als er die Erregung und die Ungeduld auf dem Gesicht seines Herrn gewahrte. „Doch Signor Capellini" — er deutete hinter sich, wo des Italieners Gestalt im Halbdunkel sichtbar wurde — „drang darauf, sofort zu Euer Gnaden geführt zu werden."

Jetzt erst bemerkte der Freiherr, daß er in seiner Erregung die Tür sperrangelweit aufgerissen hatte. Er zog sie schnell an sich, wandte sich nach Barbara um und sagte hastig:

„Verzeiht! Der Alchimist ruft mich! Ich komme bald zurück!"

Nun trat er aus dem Zimmer in den Korridor, schloß die Tür hinter sich und ging auf Capellini zu.

Da sah er, daß der Alchimist totenbleich an die Wand gelehnt stand, als ob er einen Halt suchen müsse, und daß ihm die Glieder zitterten.

„Was ist geschehen? — Um Himmels willen, so redet doch!" rief Heinz von Hellstedt bestürzt.

Capellini rang nach Atem. Dann brachte er stockend heraus: „Es ist . . . so weit! Schnell, kommt! Die materia . . . ist schon in Wallung . . . und . . ."

Ein Laut höchster Erregung kam über die Lippen des Freiherrn. Dann packte er den Italiener wortlos am Arm und riß ihn mit sich fort.

Wenige Minuten später stand er neben dem Alchimisten im Laboratorium und sah in atemloser Spannung den hastigen Handhabungen zu, die den Schluß und die Krönung der wochenlangen Arbeiten des Meisters bringen sollten.

Barbara hatte sich wieder auf ihr Lager zurücksinken lassen. „Was hatte er mir jetzt wohl sagen wollen — als er so plötzlich unterbrochen wurde?" dachte sie mit leisem Lächeln. „Gewiß war's wieder eine große Kinderei, trotz der Feierlichkeit, mit der er begonnen! — Ja, er ist unverbesserlich!"

Sie überlegte weiter, was sie nun beginnen solle, da er ihr seine wahre Lage endlich enthüllt hatte; blieb sie bei ihm, so würde er nicht ruhen, bis auch das Allerletzte verschwendet war! Ging sie von ihm, würde sie ihn tief betrüben und kränken! Aber sie würde doch wohl den letzteren Weg wählen und wieder einsam in die Fremde hinauswandern müssen!

Aber dieser Gedanke schreckte sie durchaus nicht.

„Wohin werd' ich mich wohl zuerst wenden?" überlegte sie weiter. Und plötzlich stand wieder die Gestalt des Grafen Lewenborg vor ihren Blicken, lebhafter denn je. Nie — auch während der langen Zeit, die sie an der Seite des Doktor Markondonatos glücklich zu sein vermeinte — hatte

die Erinnerung an diesen edlen und ritterlichen Mann sie verlassen. Nie hatte sie zu einem Menschen ein solches Vertrauen empfunden wie zu ihm. Nie hatte jemand so gut und selbstlos an ihr gehandelt. Ach, wenn sie zu ihm finden, — zu ihm eilen könnte! Ach, noch einmal, wie damals als Kind, den Kopf an seine Brust legen und sich bei ihm geborgen fühlen!

Und der quälende Zweifel, der sie keinen Tag verlassen, seit sie in Schloß Hellstedt aus ihrer Besinnungslosigkeit und Geistesverwirrung wieder zu vollem Bewußtsein erwacht war, begann von neuem an ihr zu nagen: War das die Wahrheit, was jene Goldschmiedstochter in Erfurt ihr damals von Graf Lewenborg gesagt hatte? — oder das herrlich Schöne, was ihr jener jämmerliche Kerl erzählt, der sie aus dem Kerker geholt und dann wieder hierher gebracht?

Ach, die Wahrscheinlichkeit sprach nur zu sehr für die erste Annahme. Denn jener Mann hatte sie ja nicht, wie er ihr vorgespiegelt, zum Grafen Lewenborg geführt, sondern sie einem gänzlich Fremden, dem Reichsfreiherrn von Hellstedt, verschachert! Woher auch immer dieser Mann etwas vom Grafen Lewenborg gewußt: seine Erzählung von dem Armband aus ihrem Haar war offenbar erlogen gewesen, um sie mit sich zu locken.

Sie hatte Heinz von Hellstedt immer und immer wieder beschworen, ihr zu sagen, wer jener Mann gewesen. Aber der Freiherr hatte ihr ebenso oft versichert, daß er ihn nicht kenne. Jener Kerl habe wahrscheinlich gehört, daß er, der Reichsfreiherr, ein Liebhaber schöner Frauen sei, und ihm deshalb Barbara wie eine Ware angeboten und für einen hohen Preis verkauft. — — (Fortsetzung folgt.)

Die Braut von Haddon Hall.

Geschichtliche Skizze von **Emmy Winterfeld**-Warnow.

Trutzig und fest, von dichtem Efeu umwachsen, ragen die kurzen, viereckigen Türme der alten Haddon Hall in die Luft. Vielzackige Zinnen krönen ihr Mauerwerk. Der Mittelbau hat viele Fenster mit bleigefaßten Scheiben. 400 Jahre residierte hier das stolze Geschlecht der Vernons, verteidigte die Burg gegen Feinde, legte die schönen Parks an und war Herrscher auf seinem Heim: „My home is my castle.“ — „Mein Haus ist meine Burg.“ Diese festen Mauern sahen Glanz und Lachen, geputzte Damen in Reifröcken, mit wehenden Locken, Herren im Samtkolett, den Galanteriedegen an der Seite, in feinledernen Stiefeln, den Dreispitz in der Hand. Mandolinenklänge tönen, Frauenlachen klingt auf. Diener in Eskarpins und kleinen Schnallenschuhen eilen mit hochbelegten Schüsseln vom Küchengebäude zum Schloß. Man feiert die Verlobung der holdseligen Dorothy Vernon. Man feiert seit Tagen mit Weingelagen und Festessen.

Die junge Braut sieht müde aus, blaß und verträumt. Der ältere Mann ihr zur Seite blickt sie besorgt an. Wenn er sie nur erst für sich hätte! Einmal allein mit ihr sein! Ihr zeigen, daß es ihm nicht nur um Schloß Haddon Hall geht. Wo sind ihre Gedanken jetzt? Morgen treten die beiden vor den Altar in der Schloßkapelle, wo das wunderbare Marienbild hängt, dem sie als Modell diente, als der deutsche Maler hier weilte. Denkt sie an diesen fremden Künstler? Oder ist es des Grafen Rutland Sohn, mit dem sie schon als Kind gespielt hat?

An der Hinterwand des Saales hat man eine Bühne errichtet, kleine Spiele gezeigt. Ein Minnesänger sang das Lob der schönen Dorothy. Ein Dudelsackpfeifer spielte alte schottische Weisen. Jetzt soll eine Erinnerung an die schöne Königin Maria Stuart folgen, die auf ihrer Flucht aus Schloß Loch Leven hier rastete, nachdem sie im kleinen Kahn auf dem Loch Leven See von dem treu ergebenen jungen Georg Douglas gerettet wurde.

Dorothy, die Braut, horcht auf. Ihr Antlitz belebt sich. Ihre Augen bekommen Licht und Glanz. Flucht? Kann sie nicht auch fliehen vor dieser Hochzeit, durch die sie auf ewig an einen ungeliebten Mann gefesselt wird? Den sie heiraten soll, weil er auch ein Vernon, der nächste Erbe zu Haddon Hall mit seinen weiten Besitzungen ist, weil die Vernons von Haddon Hall keinen männlichen Erben haben.

Aber muß sie das Familienopfer sein? Nein! Sie will es nicht! — Die Darstellung ist zu Ende. Ihr Verlobter sieht sie überrascht an. Ihre Müdigkeit scheint verflogen, die Braut strahlt in Schönheit und Jugend. Als er sie zärtlich umarmt, hält sie zum ersten Mal seiner Liebkosung stand.

Dann entwindet sie sich ihm. In der Tür sieht sie ihre alte Amme Mary stehen, heute auch im festlichen Brokatrock mit seidener Schürze, die Haube mit der gekrausten Rüsche auf dem Kopf. Mary hat Dorothy seit dem frühen Tode der Mutter betreut. Jetzt ordnet die Alte ein paar blonde Löckchen, die unter der Goldkappe herausgucken, zupft an der Spitze um den weißen Hals, dabei schiebt sie einen Zettel in den Ausschnitt des Kleides. Dorothy liest im hellen Mondlicht, das breit in den langen Gang zu ihrem Zimmer fällt: „Morgen nachmittag fünf Uhr bin ich mit Pferden am Pförtchen der hinteren Mauer. Rutland.“

Sie atmet auf. „Ja, Liebster, ich komme!“ Der Hochzeitstag ist da. Dorothy steht im Brautkleid mit Kranz und Schleier. Der Bräutigam wartet an der Tür der Kapelle, alle Gäste sind im Kirchenraum versammelt . . . da öffnet die alte Mary das Pförtchen an der Schloßmauer, wirft der Braut einen dunklen Mantel über und hilft der Fliehenden in den Sattel. Fort brausen die Pferde. Vergebens wartet die Hochzeitsgesellschaft, wartet der enttäuschte Verlobte, der tobende Vater. Man sucht, man fragt, die Angst steigt auf, ob die Braut den Weg in den Schloßteich gesucht, ob sie sich sonst ein Leid angetan hat.

Indes reiten zwei Jugendgespielen dem Glück entgegen, George Rutland und Dorothy Vernon. Sie reitet mit ihm durch den weichen Sommerabend, um am nächsten Morgen in Leicestershire seine ihm rechtmäßig angetraute Gemahlin zu werden.

Ein Jahr später — — Heimweh und Sehnsucht nach dem alten Vater lassen der jungen Gattin in all ihrem Glück keine Ruhe. Es treibt sie heim. Wie aber wird der Vater sie empfangen? Noch einmal kleidet sie sich in das Brautgewand, steckt den Schleier in die blonden Locken. Dann fahren sie in der Glaskutsche bei Haddon Hall vor. Allein geht die junge Frau durch die verödeten Säle bis zu dem kleinen Zimmer, wo am Fenster ein müder alter Mann sitzt, der gelähmt ist seit dem Tage, der ihm die Tochter entriß. Der mächtige Körper bleibt an den Stuhl gefesselt. Hier sitzt der Alte Tag für Tag und wartet. Da tut sich die Tür auf. Im Brautgewand, wie sie damals verschwunden ist, tritt die Tochter herein. Der Anblick des Gelähmten zwingt sie in die Knie: „Vater, vergib!“

„Du kommst? Willst heute hier an den Altar treten?“

„Nein, Vater, ich bin Rutlands Weib!“ Da ballt sich seine gesunde Hand zur Faust. Rasch fährt sie fort: „Aber ich bringe dir etwas.“ Sie hebt den Schleier, ein süßes Kind ruht in ihrem Arm. „Ich bringe dir den Enkel, den Erben!“ Seine Züge entspannen sich. Er lächelt. „Und seinen Vater, darf ich ihn auch bringen?“

Leise öffnet sich die Faust des Alten, legt sich segnend auf das Haupt der Tochter, auf das Köpfchen des Kindes. „Hole ihn!“

So kam Schloß Haddon Hall an den Earl of Rutland, und es blieb bei den Rutlands bis heute. Die Halle ist noch da mit den geschnitzten Waffen und Wappen, auch die Treppe, auf der einst die schöne Dorothy an ihrem Hochzeitstage entfloh, um in ihr Glück zu reiten.

Affenmenschen in Sumatra.

angeblich wieder aufgetaucht.

Wie aus dem Haag gemeldet wird, erhebt sich schon wieder einmal im Innern von Sumatra ein eifriges Rätselraten über das Existieren oder Nichtexistieren des Orang-Pendek, der Eingeborenenbezeichnung für das missing link, also für das Bindeglied zwischen Mensch und Affe.

Im Distrikt Rokan in den Bergen von Sumatra stellte kürzlich eine Kolonne eingeborener Gummisammler an verschiedenen Tagen fest, daß der Reis, den sie in gekochtem Zustande in den Zelten in Vorbereitung ihres Abendmahls zurückgelassen hatten, verschwunden war.

An einem regnerischen Tage wurden auch im Schlamm Fußspuren gefunden, die denen von Kindern ähnlich sahen, nur daß die Zehen länger waren. Der Kolonnenführer vermutete, daß die bisher sagenhaften Orang-Pendeks um das Lager herumstrichen. Er beschloß, mit seiner Kolonne gut aufzupassen, um, wenn möglich, Gewißheit darüber zu gewinnen. Es vergingen einige Tage, ohne daß sich etwas zeigte. Aber gerade, als der Kolonnenführer sich allein im Zelt befand, während seine Kameraden im Walde arbeiteten, hörte er Geräusche, was ihn veranlaßte, sich schleunigst hinter einigen im Zelt stehenden Kisten zu verbergen. Zwei Tiere oder zwei wilde Männer (jedenfalls befleißigten sie sich eines aufrechten Ganges) huschten in das Zelt, machten sich sofort über den Reis her, aßen sich satt und nahmen den Rest der Speise an sich, entweder um ihn sich für eine zweite Mahlzeit aufzusparen oder um ihre Familie zu versorgen. Der Kolonnenführer verhielt sich mäuschenstill, bis die Orang-Pendeks das Zelt wieder verlassen hatten. Die Dunkelheit war schon hereingebrochen, und so konnte er zwar die Silhouetten der wilden Männer sehen, aber keine genauere Beschreibung von ihnen geben.

Nun beschloß man, aus dem Zelt eine Falle zu machen, und als das nächste Mal die Orang-Pendeks tatsächlich wiederkamen, schlug die Türe in dem Augenblick, als ein Männchen das Zelt betreten hatte, hinter ihm ins Schloß. Als der Orang-Pendek sich gefangen sah, stürzte er sich blitzschnell auf die drei Zeltstützen und riß sie aus dem Erdreich heraus. In diesem Augenblick erschien der Kolonnenführer, den der Orang-Pendek sofort angriff. Er packte ihn am Arm und verletzte ihn schwer, so daß er die Wundmale für alle Zeit behalten dürfte. Dann schlüpfte er unter dem Zelttuch hindurch und suchte das Weite.

Der Rajah von Rokan, der dieses Erlebnis an den Generalgouverneur gemeldet hat, behauptet, daß keine Rede davon sein könne, daß hier eine Verwechslung zwischen Orang-Utan und Orang-Pendek vorliege. Das beweise schon die Art des Auftretens des wilden Mannes, ganz davon abgesehen, daß nach Aussage des Kolonnenführers der Eindringling längst nicht so behaart gewesen sei wie ein Orang-Utan und auch an Körperstärke dem Orang-Utan nicht gleichkam.



Die Elefantenbrille.

Bereits seit mehreren Monaten litt einer der Elefanten, die im Zoo von Budapest stationiert sind, an einer schweren Augenkrankheit, die schließlich eine Operation erforderlich machte. Unter Anwendung größter Vorsichtsmaßnahmen wurde das riesige Tier schließlich narkotisiert und von einem Tierarzt am Auge operiert. Es erwies sich als unumgänglich notwendig, daß der Elefant nach seiner Operation drei Tage lang eine Brille tragen mußte, um die Sehkraft des Auges zu erhalten. Mit Hilfe von kunstvoll befestigten Drahtseilen wurden dem Tier auch zwei Linsen vor den Augen angebracht, die es nach seinem Erwachen aus der Narkose nicht entfernen konnte. Nach drei Tagen wurde wieder dem Trinkwasser ein Betäubungsmittel beigesetzt, und die Elefantenbrille wurde dann entfernt. Der Elefant ist nach dieser Operation außerordentlich bösartig geworden.

„Radiergummis für Himmelsschrift."

Die merkwürdigste Erfindung, die in letzter Zeit gemacht worden ist, sind die „Radiergummis für Himmelsschrift", mit denen der Newyorker Ingenieur Alfred Buxley jetzt der Öffentlichkeit aufwartet. In Amerika, wo Reklame durch Himmelsschrift etwas Alltägliches ist, ist es nämlich oft vorgekommen, daß die Flieger sich verschrieben haben, und daß dann das entstellte Reklamewort noch stundenlang am Himmel stand, bis ein Sturm es wegfegte. Der „Radiergummi für Himmelsschrift" ist nun aber nichts anderes als eine chemische Substanz, die der Flieger mitnimmt, und mit der er geschickt den Falschbuchstaben zu Leibe gehen muß, die sich dann in Nichts auflösen.

 **Rätsel-Ecke** 

Rösselsprung.

		ge-	der		
ring-	grün-	aerm-	je-	und	bir-
dem	feld	sten	ke	gott	des
	det	schmückt	sten	te	
auf-	tur	und	grüß	haus	ver-
spen-	aus	rings	gnüg-	flur	pfing-
	sen	na-	wir	send	
lich	nun	ber	den	sten	viel-
ru-	die	fröh-	lau-	a-	freu-

*

Besuchskarten-Rätsel.

O. Träger
Bern.

Wer den Beruf wissen will, den dieser Herr ausübt, hat die Aufgabe, sämtliche Buchstaben der Besuchskarte umzustellen. Richtig umgestellt ergibt sich dann eine mit „O" beginnende Berufsbezeichnung.

*

Scherz-Rätsel.

1. Brot A.-G. Usingen

Was heißt das?

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 136.

Gitter-Rätsel:

	W		T		I		O		L	
J	O	H	A	N	N	I	S	T	A	G
	L		N		S		T		G	
	G		N		E		E		E	
	A		E		L		N		R	

*

Buchstaben-Rätsel: Grille, Brille.

*

Rätsel: Dachs — Lachs — Sachs — Wachs.

*

Silben-Kreuz-Rätsel:

er	na
he	be

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.